

UMGEBAUTER AARGAUER

Jetzt hat es endlich Schnee. Dafür fehlt einem die Zeit zum Schlitteln. Das innere Januarloch droht sich bis zum Sommerschlussverkauf hinzuziehen. Warum legen wir unsere Hänge nicht mit Kunststoffmatten aus, anstatt sie mit Dünger zuzuspachteln? Im Stade de Suisse wird ja schließlich auch auf Plastik gedribbelt. Dies dachte ich mir, als ich mich jüngst nackt und kritisch im Spiegel betrachtete und zu dem Befund kam, dass ich tolle, muskulöse Beine habe. Der Rest ist zwar nicht so toll, aber im Vergleich zu dem mir unlängst diagnostizierten inneren Szenario noch immer passabel. – Außen hui, innen pfui.

Die Freude über mein noch immer relativ elastisches Bindegewebe schlug plötzlich in helle Besorgnis um. Schon sah ich, wie sich Missbrauch und ungesunder Lebensstil im Inneren meiner Adern zu rosarot schimmernden Kristallen verklumpten, welche sich eines Tages, ohne Vorwarnung, losreißen könnten, um mir den finalen Elfer in die Herzkranzgefäße zu bomben. »Goal« und tschüss!

Dass ich noch da bin, verdanke ich wahrscheinlich meinen Ahnen. Die sportliche Grundkonstitution habe ich vom Papa aus dem Emmental geerbt. Der war ein begnadeter Leichtathlet und sogar Olympia-Anwärter, bevor er 1959 tragisch verunfallte.

Die dem Österreicher typische bajuwarisch-slawische Schnaps- und Speckresistenz kommt von der mütterlichen Seite. Die Österreicher erreichen, trotz oft übertriebenen Genusses, fast alle ein respektables Rentenalter. Obwohl sie Beerdigungen lieben und gern ihr ganzes Leben lang für einen barocken Abgang sparen. So vereinigt sich in mir die Robustheit der Österreicher mit der Schnelligkeit der Berner. Als austro-helvetischer Secondo habe ich vielleicht eine bessere Überlebenschance als der reinrassige Schweizer Altersdiabetes-Anwärter. Dies überlegte ich mir, als ich mich vom Anblick meiner nicht hoffnungslosen, jedoch ungestählten Erscheinung verabschiedete und mich wieder in meine viel zu großen Bundfaltenhosen hüllte. Das hatte etwas Clowneskes. Fehlte bloß noch die rote Pappnase.

Da fiel mein Blick auf das Fähnlein zum 1. August, das ich, um es sicher zu versorgen, hinter den Spiegel geklemmt hatte. Wir haben mit den Österreichern sogar die gleichen Farben im Banner. Ein weißer, vertikaler Balken würde genügen, um aus Rotweißrot ein weißes Kreuz auf rotem Grund zu zaubern. Als halber Österreicher bin ich ja irgendwie auch nur ein umgebauter Aargauer. Stammen doch die Habsburger ursprünglich aus ebendiesem Kanton.

ICH BIN EIN KÖBI-COWBOY

Während der Fanbus über den verschneiten Hunsrück in Richtung Düsseldorf ratterte, plagten mich meine Bandscheiben sowie gewisse Zweifel an unserem so vorschnell verkündeten »historischen Sieg«. Da war ich wohl nicht der Einzige.

Ich war vor diesem Länderspiel in der Düsseldorfer Arena überhaupt erst zwei Mal in einem Stadion. Das letzte Mal 2003 im Letzigrund, als ich die Rolling Stones im Playmobil-Format sah. Das erste Mal vor über drei Jahrzehnten. Damals schleppte mich mein Cousin anlässlich eines Berlinbesuchs ins dortige Olympiastadion (wo der Irre aus Braunau 1936 die Olympischen Sommer Spiele eröffnet hatte). Hertha BSC traf auf Schalke 04. Das Resultat ist mir entfallen. Die Keilerei nach dem Match hingegen nicht. Gottlob kam ich mit einem Tritt in den Hintern relativ glimpflich davon. Wahrscheinlich, weil ich »Hilfe, ich bin Österreicher!« geschrien hatte.

In Düsseldorf fühlte ich mich bloß gefrotzelt. Das fing schon in der Lobby des Hotel Tulip an, die ich mit entrolltem Schweizer-Wimpel durchquerte, um mir an der Bar Hochprozentiges von innen über die verkeilten Knorpel rieseln zu lassen. Scharf beobachtet von einer Gruppe witzelnder deutscher VIP-Fans. »Jööh ... ein Schweizer, ist der aber süß!« Siegessicher grinsend wachtelte ich mit meinem 1.-August-Fähnlein zurück. So richtig ernst nahm das aber niemand. Nicht einmal die Barfrau. »Sie sind wohl so eine Art Köbi-Cowboy?«, witzelte sie ob meines breitrempigen Hutes. »Wir Schweizer sind alle Cowboys, einem Schweizer geht schon einer ab, wenn er bloß eine Kuh sieht«, gab ich patzig zurück, »außerdem sind wir gekommen, um euch fertigzumachen!« »Wieso? Spielt man in der Arena neuerdings Tennis?«, antwortete sie schnippisch, aber mit einem zauberhaften Lächeln.

Die Stimmung unter uns Schweizern auf der Südtribüne, Block 147, war auf alle Fälle fantastisch. Jedenfalls sieben Minuten lang. Bis zum ersten Tor für Deutschland. Schwuppdwupp, dann Nummer zwei und dann kam die Nummer drei. Danach wurden unsere Schlachtengesänge bang und bänger.

Erst nach unserem Ehrentreffer kam das unvermeidliche »Steht auf, wenn ihr Schweizer seid!« Das erinnerte mich irgendwie an die katholische Liturgie. An meine Zeit als Ministrant in Klagenfurt. Knien, aufstehen, hinsetzen. Während der letzten Ölung vor der Heimreise kam mir dann der Text eines alten Schlagers in den Sinn: »Wärschtu doch in Düsseldorf geblieben, schöner Playboy, du wirst nie ein Cowboy sein!«

BLECHSPIELZEUG

Was, wenn man sich vor dem Spiegel beim Rasieren den obligaten Schmiss verpasst und im Radio gleichzeitig ein Orgelkonzert von Anton Bruckner läuft? Man fühlt sich wie Dorian Gray.

Schon bahnt sich eine Träne wie ein kleiner Mississippi ihren Weg durch die Canyons meines Gesichts. Tränen und Blut mischen sich zu dicken Tropfen und versauen das letzte Hemd. O Haupt voll Blut und Wunden! Andropausale Krise. Das wäre dann die Stelle im Film, wo mich die Prinzessin in den Arm nehmen sollte, um wenigstens den einen Wunsch zu erfüllen. Diese Stimmungslage kann sich wochenlang hinziehen.

Zuerst nehme ich Blutstiller, dann klatsche ich mir einige Tropfen Baldessarini hinter die Ohren, weil das die »Männer von den Jungs unterscheidet«. Dann klemme ich mich hinter das Steuer meines roten 92er MX-5, um mir die Landschaft um die Ohren zu werfen. Wenn's sein muss auch im Februar. Das kühlt das Herz, welches noch immer halbstark in der Brust dahinstottert wie der kalte Motor meines Blechspielzeugs. Erst wenn dieser auf Touren kommt, offenbart der Roadster seinen Charme. Wie Roger Daltrey, wenn er »My Generation« stammelt. Das hat Poesie. Der MX-5 ist zwar kein Aston Martin, trotzdem würde ich ihn nicht einmal gegen den 911er tauschen, welcher rechts auf dem Pannestreifen an mir vorbeiröhrt. Mit einem alten Knacker am Steuer, der es eilig hat. Will sich wohl die Tränensäcke wegkorrigieren lassen. Zu alt, um jung zu sterben. Der wird es auch noch merken, denke ich mir, während ich selber brav im Stau dahinkrieche und gegen den Kassettenrecorder ankämpfe. Weil dieser schon wieder die Who-Kassette gefressen hat. Da fängt es an zu schneien und ich kugle mir fast die Schulter aus beim Versuch, das Verdeck während der Fahrt zuzuklappen.

So steh' ich dann da, mit den Sommerreifen. Es wird still und plötzlich weihnachtet es. Im Geiste liege ich unterm Christbaum und fahre mit meiner ersten Tschutschubahn pfeifend, stampfend und rumpelnd, die Lok imitierend, wieder durch die alten Modelleisenbahnwälder meiner kindlichen Fantasie. Dorthin, wo sich Bären und Wölfe tummeln. Im Spiel wurde ich selber zur Dampflokomotive. Bis der Onkel drohte, er würde mir das Spielzeug wieder wegnehmen, wenn ich nicht sofort die Klappe hielt. Daher mein heutiger Blues und meine ferrosexuelle Neigung. Daher ließ ich mich auch vor einigen Wochen im rumänischen Maramures auf einer Resita-Dampflokomotive Baujahr 1954 zum Lokführer ausbilden. Rußverschmiert stampfte ich durch das wilde Wassertal fast bis an die ukrainische Grenze, schichtete schwere Buchenscheite in die heiße Feuerbüchse, lernte, wie hoch der ideale Dampfdruck sein muss, und konnte am Abend die Arme nicht mehr heben. Kein Job für moderne Eisenbahner. Das ging nur mit Feuerwasser. Spötter behaupten, im Wassertal gäbe es nur zwei Arten Leute: diejenigen, die besoffen von der Zwicka, dem lokalen Zwetschgenschnaps, oder solche, die blau von der Mona sind. Letzteres ist ein gefärbtes Desinfektionsäthyl mit einer halbnackten Krankenschwester in Strapsen auf dem Etikett. Diesen herben Drink, vermischt mit Flusswasser, kippen sich in den Karpaten die echten Blueser hinter die Binde. Und sie pissen sogar blau.

WAS SICH LIEBT, DAS NECKT SICH

Die Deutschen lieben die Schweiz mehr, als es uns lieb ist. Und das verunsichert. Vor allem, wenn sie uns in unseren eigenen Disziplinen übertreffen. Nämlich Fleiß, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und Sturheit. Blocher hat ja auch deutsche Vorfahren. Dabei sind wir von der deutschschweizerischen Chuchichäschli-Fraktion und die Deutschen, Karl-May-artig betrachtet, verwandte Stämme, wenn Europa der Wilde Westen wäre. Die Deutschen verstehen unser Dialektgelalle nicht, aber wir verstehen Deutsch. Das verschafft uns beim Mobbing einen strategischen Vorteil.

»Dini Schnure isch vielech glich echli gross für sone chliine Gring – oh yeah!« Diese Liedzeile von Kuno Lauener ging mir nach der Fußballsatire in Düsseldorf durch den Kopf. Als ich mich nach dem Verlassen des Stadions mit meinem stolz flatternden Schweizerkreuz plötzlich in einem weiblich dominierten, fröhlich kichernenden deutschen Fanblock wiederfand. Weil ich, leicht angeheitert, in die falsche Richtung gelaufen war.

»Wir lassen halt die Hübscheren gewinnen!«, warf ich, um die Situation zu entschärfen, in die gut gelaunte Runde.

»Keine Ursache, wir haben nur trainiert!«, entgegnete eines der deutschen Fräuleinwunder.

»Wir haben noch gar nicht angefangen zu trainieren!«, entgegnete ich aufgeräumt. »Für uns war das bloß ein trainingvorbereitendes Gruppendynamikseminar!«

»Dafür spuckt ihr aber große Töne!«, kam es höhnisch zurück. Darauf ich patzig: »Alles nur inszeniert, um die Motivation für den Trainingsmatch gegen Jamaika zu heben!«

»Passt bloß auf, dass euch die Rastas nicht das Gras vom Platz wegrauchen!«, feixte die Blondine weiter.

»Blödsinn, heutzutage spielt man auf Kunstrasen, außerdem bringen wir unsere eigenen Duftchüssi mit.«

So ähnlich ging der Dialog weiter, bis ich endlich dank der Hilfe einer berittenen Polizistin den Fanbus wiederfand. Was sich liebt, das neckt sich.

Trotzdem ließen es sich einige Schweizer-Nati-Fans nicht nehmen, ihre Plastikbecher ins deutsche Fahnenmeer zu pfeffern. Warum, kann ich mir nicht erklären. Da war doch noch Pfand drauf. Man schmeißt doch den Deutschen nicht einfach Wirtschaftshilfe hinterher. Die haben ja selber so viel Kohle, dass sie diese bei uns in der Schweiz zwischenlagern müssen. Auf der Flucht vor dem Fiskus.

Ich mag die Deutschen, außer sie reden Schweizerdeutsch. Das kriegen die nämlich nie hin. Ansonsten sind sie aber meine Lieblingsschweizer. Vor allem in der Gastronomie. Bei ihnen läuft man nicht Gefahr, in eine Schlägerei verwickelt zu werden, nur weil man bestellen will.

GEZIELT AUF DIE BACKE

»Ayurveda Alligator!«, knurrte ich mich selber an. Nachdem eine Handvoll Pitralon meine Backen rot wie einen Pavianarsch anschwellen ließ. Doch selbst dieses brachiale Aftershave vermochte die Faltenwürfe nicht zu glätten. Die Müdigkeit hatte sich wie zwei graublaue Miniaturleberwürste unter meine Augen gehängt. Blass wie ein RAF-Fahndungsfoto. Wo doch sonst Papis liebstes Duftwasser aus der Zeit der ersten Mondlandung alles weghobelte, was auch nur den leisesten Verdacht von Mattigkeit erweckte.

»Wer sich so was anklatscht, frisst auch kleine Kinder!«, rumpelte es aus mir heraus. Dann wieder dieses schiefe, zahnlückige Kaimangrinsen.

Schwaden von Pitralon und Old Spice hinter sich herziehend, haben unsere Väter dieses Land zu dem gemacht, was es heute ist. Ein flächendeckender Gartensitzplatz, unterkellert mit atombombensicheren Tiefgaragen und Waschküchen, in denen man sich um den Waschmaschinenschlüssel prügelt. Ich spürte diese leise Traurigkeit, als ich mit noch immer brennenden Wangen meinen klapprigen Walter zu seinem Stellplatz im zweiten Untergeschoss röcheln ließ. Danach schraubte ich ihm die Nummernschilder ab und dem Kombi an. Der Kleine trägt keine Winterfinken, ich jedoch wollte hoch hinaus und um nichts in der Welt im Schnee stecken bleiben. Die Alpentherme sieht zwar aus wie eine Kreuzung zwischen Liechtenstein und Mailänder Hauptbahnhof, aber dafür liegt Leukerbad nah bei Bern. Jedenfalls näher als die Botta-Badlandschaft im Grand Hotel Tschuggen in Arosa. Vals, dieses Mekka der Gothic-Architecture-Wellnessfreaks, ist mir ohnehin zu schwarz. Außerdem suchte ich einen therapeutischen Ansatz. Allein brächten mich keine zehn Pferde in einen Spa. Wellness heißt für mich kalt duschen, doppelter Espresso, Zigaretten und dann Bloody Mary mit viel Tabasco. So kommt die Welt allein